

Leseprobe aus:

Erica Fischer

Mein Erzengel



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Angefangen hatte es wie ein Märchen.

Aus lauter Sommerlangeweile setzte sie eine Anzeige in die Stadtzeitung. Die Resonanz war überwältigend, das Telefon klingelte ohne Unterlass, die Anrufer beschwerten sich, dass andauernd besetzt war. Jeden Tag ein anderer, das war amüsant und aufregend. Mit manchen ging sie ins Bett, mit anderen nicht, ernst nahm sie keinen. Endlich eroberte auch sie sich eine Freiheit, um die sie Männer stets beneidet hatte: Lust ohne Liebe. Ohne Liebe, die klein und abhängig macht, dieses ekelhafte Betteln um Zuwendung und Schutz. Aber bald schon legte sich eine Art Mattigkeit auf sie, was anfangs so geprickelt hatte, war längst nur noch anstrengend: Wenn deren Selbstdarstellung sie nicht überzeugte, war einiger Takt nötig, um die Männer wieder loszuwerden. Die Sache begann ihr lästig zu werden. Doch dann kam alles anders. Der Mann am Telefon sprach tadelloses Deutsch, hatte aber einen Akzent, sie tippte auf Holländisch oder Flämisches. Flämisches sei keine Sprache, es gebe nur Niederländisch, würde er sie später aufklären. Seine Stimme war

tief wie ein Kontrabass, sie konnte sich nicht erinnern, jemals eine so tiefe Stimme gehört zu haben. Dieser Neue war ein anderes Kaliber, das spürte sie gleich.

Und offenbar kannte er sie. «Du bist ja die Ruth», rief er aus, und dass er sie unter Millionen erkennen würde. Das war ihr peinlich, die anderen hatten ihre Identität nicht so bald erfahren, wenn überhaupt. Er aber wusste alles über sie, hatte ihre persönliche und politische Entwicklung über die Jahre aufmerksam verfolgt. So etwas schmeichelt. Wer war dieser Mann?

Noch spät am Abend fuhr sie mit ihrem klapprigen 2CV in den Arbeiterbezirk, wo er in einem Gasthausgarten auf sie warten würde. Hinter dem Gatter, das die Hunde fernhielt, er fürchte sich vor Hunden. Am liebsten würde er Ruth gar nicht treffen wollen, sagte er ihr am Telefon, denn er könne den in ihrer Anzeige formulierten ästhetischen Anforderungen nicht entsprechen, habe nur aus Neugier auf diese Frau angerufen, die so keck war, ihre private Telefonnummer in die Zeitung zu setzen. Doch Ruth ließ sich nicht abwimmeln. Sie musste ihn sehen.

Die seit Tagen anhaltende glühende Hitze war einer angenehmen Kühle gewichen. Der einzige Gast im schwach erleuchteten Gartenlokal saß unter einem Kastanienbaum, vor sich ein Glas Rotwein, ein großer, ungeschlechter Mann mit strähnigen blonden Haaren, am Hinterkopf zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, die Lider über den wasserblauen Augen

waren geschwollen. Sein Anblick entsprach in der Tat nicht dem, was sie sich unter einem Mann für gewisse Stunden vorstellte. Wenn diese Stimme nicht gewesen wäre.

Sie hatte richtig getippt: Er war Niederländer, lebte aber schon lange in Wien. Bei einer Veranstaltung über Sexismus in der Werbung hatte er sie zum ersten Mal gesehen. Aus Empörung über die großflächige Darstellung kopfloser Frauen auf den Werbeplakaten, hatte Ruth mit anderen Feministinnen in einer Nacht- und Nebelaktion sämtliche Filialen einer Kette von Damenunterwäschegeschäften mit lila Farbe besprüht und die Kundinnen aufgefordert, nicht dort einzukaufen. Eine der Ungeschickteren wurde von der Polizei in flagranti erwischt, und am übernächsten Tag waren die Medien voll von der Geschichte. Sexismus, das klang nach Sex, ein gefundenes Fressen für die Boulevardpresse. Ruth hatte Erfahrung mit den Medien und wurde als Sprecherin in den Ring geschickt. (Heute zuckt sie über solche Plakate nur noch müde die Achseln.)

Wie sie da an jenem Abend im randvollen Vortragssaal der Evangelischen Studentengemeinde auf dem Podium saß, verliebte er sich in sie. Ihr durch Ironie gebremstes Feuer, ihre klangvolle Stimme mit dem Wiener Akzent, die dunklen Augen – alles an ihr habe ihm gefallen, sagte er und lächelte versonnen. Von da an habe er dafür gesorgt, dass sich ihre Wege häufig kreuzten, doch Ruth nahm keine Notiz von

ihm, und er war zu stolz, sich ihr zu nähern. Ignorant sei sie gewesen, hochmütig und eingebildet, würde er ihr später vorwerfen.

In jener Hochsommernacht in dem Wiener Vorstadtbeisl verliebte sie sich in ihn. Als das Lokal schloss, zogen sie weiter. Sie redeten und redeten, über ihre unterschiedlichen Familien, über die Mühsal der Arbeit in politischen Gruppen, über die verpassten Gelegenheiten, einander schon vor Jahren zu begegnen. Wenn Stille eintrat zwischen ihnen, wurden sie nervös, senkten den Blick, und Michaël trommelte mit den Fingern auf der Marmorplatte. Stille konnten sie nicht ertragen. Als die Kellnerin des dritten Kaffeehauses mürrisch die Stühle auf die Tische stellte, sahen sie einander ratlos an. Sich in diesem Augenblick zu trennen, erschien ihnen unmöglich. Da lud er sie in seine bescheidene Wohnung ein. Ein Schreibtisch, zwei Stühle, ein Schrank vom Trödel, die Dielen frisch abgezogen. Das Schlafzimmer gerade groß genug für die Matratze auf dem Fußboden.

Wie abzusehen war, verbrachten sie die Nacht zusammen. Ihre Handtasche zu nehmen und irgendwann dann doch noch zu gehen, wie sie eigentlich vorgehabt hatte, wäre ein Kraftakt gewesen. Gelähmt von einer unerklärlichen Schwere saß sie fest. Er spielte ihr ein Musikstück eines befreundeten Komponisten vor, das sich ihr ins Fleisch bohrte und ihre Nerven flattern ließ. Es waren Klänge, wie sie ihr noch nie zuvor be-

gegnet waren, obwohl ihre Mutter sie als Jugendliche häufig in Konzerte Neuer Musik mitgenommen hatte. Ein Blubbern und Stöhnen, schweres Atmen, das endlose Knarren einer Tür, Maschinen in einer leeren Fabrikhalle, Röcheln, die menschlichen Stimmen elektronisch verzerrt. Sie war verwirrt, wusste nicht, was sie davon halten sollte, tauchte ein in eine beunruhigend fremde Welt.

Schon einen Monat später zog Michaël zu Ruth in ihre große Wohnung, die einmal eine WG gewesen war. Des spannungsreichen Lebens zu viert überdrüssig, hatte sie, die Hauptmieterin war, ungeduldig auf den Auszug aller gewartet und seither dort alleine auf über hundert Quadratmetern gelebt. Ihre verschiedenen Liebhaber waren bloß vorübergehende Gäste gewesen. Bald nach Michaëls Einzug heirateten sie und zogen einige Zeit später auf seinen Wunsch nach Amsterdam. In einem fremden Land ein neues Leben zu beginnen, passte Ruth gut ins Konzept. Sie war immer viel gereist und hatte keine Scheu vor Neuanfängen, schon gar nicht an der Seite eines geliebten Mannes.

Außerdem war sie in ihrem Leben an einem Wendepunkt angelangt. Eine gescheiterte Kandidatur bei den österreichischen Grünen hatte ihren politischen Ambitionen ein Ende gesetzt, und der aufgeheizte Wahlkampf des international geächteten Kurt Waldheim für das Amt des Bundespräsidenten veranlasste viele Österreicher, längst überwunden geglaubte an-

tisemitische Ressentiments hervorzukramen. Mit gelben Plakaten und dem Spruch «Jetzt erst recht!» warb die Österreichische Volkspartei für ihren Kandidaten, der als Offizier in Saloniki von der Deportation Zehntausender Juden in die Vernichtungslager Auschwitz und Treblinka ebenso Kenntnis gehabt haben musste wie von Massakern an jugoslawischen Partisanen in Westbosnien. Die Debatten auf den Straßen Wiens überschlugen sich. Ruths jüdische Mutter warf sich Sonntag für Sonntag vor dem Stephansdom in die Wortschlacht, ihr selbst fehlte der Mut. Mit Sexismus hatte sie umzugehen gelernt, mit Antisemitismus nicht. Er löst auch bei den Kindern und Enkeln von Schoa-Überlebenden Todesängste aus. Ruth hatte die Nase voll von Österreich.

Im freundlichen Amsterdam konnte sie aufatmen, und ihre Ehe mit Michaël war eine einzige Idylle. Ruth fühlte sich aufgehoben wie in einer gut gepolsterten Wiege. Er gab ihr die Zuneigung, die sie ihr Leben lang vermisst hatte, weder die Eltern noch ihre zahlreichen Männer hatten sie je verwöhnt wie er. In ihrer kleinen Mansardenwohnung lebten sie abgeschieden vom Rest der Welt, es fehlte ihnen niemand. Waren sie unter Menschen, genügte ein Blick zwischen ihnen. Wenn seine Augen sich röteten, wusste sie, dass ihn etwas kränkte. Er war empfindsam wie kein anderer zuvor, litt unter Geräuschen, die sie gar nicht hörte, ahnte wie ein Tier Situationen voraus, die erst später

eintraten. Wenn sie sich für kurze Zeit trennen mussten, klopfte sein Herz bei der ersten Umarmung am Bahnhof wie das eines verletzten Vogels. An seiner Seite einzuschlafen war jede Nacht von neuem ein Geschenk.

Ruth war angekommen.

Das kleine Amsterdamer Wohnzimmer ist zum Bersten voll an diesem Winterabend. Zwei Frauen, drei Männer, ein Kind, vor kurzem mit Michaëls Hilfe ins rettende Ausland gelangt, warten auf ihre Nachbarn aus der Heimat, die heute Abend eintreffen sollen. Sie sitzen auf der Couch und auf dem Teppich. Eine schöne, stark geschminkte Frau um die dreißig lacht. Ihr fehlen mehrere Vorderzähne. Der Raum mit der Dachschräge ist vollgequalmt. Auch einige Holländer sind da, sie stehen beieinander und unterhalten sich leise: zwei Ehepaare mittleren Alters und eine Frau in einem unförmigen Kleid, das weiße Haar am Hinterkopf zu einem Zopf geflochten. Sie werden Menschen aufnehmen, von denen sie nur ein paar Eckdaten kennen, Flüchtlinge, die ihnen Michaël bringen wird. Sie sind angespannt, auch wegen des Rauchs, doch keiner wagt, diesen Leuten, die alles verloren haben, auch noch das Rauchen zu verbieten. Einer spricht über die deutsche Besatzung. Er selbst ist zu jung, um den Krieg miterlebt zu haben, doch die Großmutter hat nie aufgehört, davon zu erzählen.

Der gegenwärtige Krieg hat bei vielen Erinnerungen wachgerufen.

Ruth hat ihren Mann seit zwei Wochen nicht gesehen, freut sich auf ihn, hat Wein kühl gestellt. Im Backofen wartet der Auflauf, nach einem neuen Rezept sorgfältig zubereitet. Die Flüchtlinge werden nicht lange bleiben, wollen bestimmt mit ihren Landsleuten feiern. Alle sind aufgeregt, längst sollte Michaël da sein, trinken Wodka. Weil sie nicht miteinander reden können, prosten sie sich nur zu.

Es klingelt. Ruth läuft zum Türöffner, macht die Wohnungstür einen Spaltbreit auf, kehrt zu den Gästen zurück. Alle verstummen, stellen die Gläser ab. Eine Frau hüstelt nervös. Dann steht Michaël in der Tür, größer als die meisten, das Haar wild, hinter ihm die Neuankömmlinge. Ein Geschrei setzt ein, Lachen und Weinen, die Leute fallen einander um den Hals, das Kind kreischt. Gerettet! Kommen Sie, Herr Verbeke, trinken Sie mit uns! Die niederländischen Gastgeber begrüßen ihre Gäste. Noch sind beide Seiten scheu und steif, haben keine gemeinsame Sprache, doch man merkt ihnen die Erleichterung an, dass die wochenlange Ungewissheit ein Ende hat.

Michaël wirkt verstört, hat nicht einmal die Jacke abgelegt. Ruth schaut er gar nicht an. Etwas an ihm macht sie beklommen, sie wagt nicht, ihn zu umarmen, nicht einmal, ihn anzusprechen. Was ist los? Was hat er? Warum ist er so abweisend? Er hat die Men-

schen heil herausgebracht, warum freut er sich nicht mit ihnen? Weshalb schaut er an ihr vorbei?

Es ist Silvester, am Ersten hat sie Geburtstag.

Gelöst verlassen die Gäste das Haus, danken Michaël ein letztes Mal. Der blickt zu Boden, murmelt etwas Unverständliches. Dann Stille in der Wohnung. Endlich hat Michaël seine Jacke ausgezogen, schenkt sich einen Cognac ein. Ruth deckt den Tisch, holt das Essen. Er schaufelt hastig, ohne zu kauen, erzählt von Problemen mit Grenzbeamten, umkehren lassen haben sie ihn, einige Papiere waren nicht in Ordnung. Immer noch zittert seine Stimme vor Wut. Der Wein war teuer, er trinkt gierig, ein Glas nach dem andern. Die Beule an seinem rechten Unterkiefer hat sich zurückgebildet. Sie war ihm gewachsen, als er stundenlang mit Leuten telefonierte, die zwar bereit waren, Flüchtlinge aufzunehmen, aber erst einmal alles genau wissen wollten. «Die Menschen sind in Lebensgefahr!», hörte Ruth ein ums andere Mal, wie er sie anschnauzte.

Sie räumt das Geschirr ab, Michaël verzieht sich ins Bad. Bald hört sie ihn schnarchen. Vom Fenster aus schaut sie sich um Mitternacht das Feuerwerk an. Immerhin ist er wieder bei ihr.

Irgendwann kriecht sie zu ihm ins Bett, umhüllt von seinem Atem und der vertrauten Körperwärme schläft sie tief und lange. Jetzt ist alles gut.

Am Morgen auf dem Frühstückstisch eine Vase mit fünfzig Rosen.

Ruth hat drei Freundinnen zum Brunch eingeladen, ein lesbisches Paar und eine alleinstehende Fotografin in ihrem Alter, die es aufgegeben hat, nach einem Mann zu suchen. Sie haben einander kennengelernt, als Ruth für einen Katalog Fotos von ihren Gold- und Silberschmiedearbeiten brauchte. Es wird ein vergnüglicher Vormittag, der bis in den Nachmittag hineinreicht. Michaël ist wieder der Alte, braut Kaffee und läuft in die Küche, um Nachschub zu bringen, frische Semmeln, die Marillenmarmelade, noch ein paar Scheiben Lachs. Er lässt es nicht zu, dass Ruth auch nur ein einziges Mal aufsteht. Die roten Rosen prangen am Tischende wie das Versprechen auf einen neuen Lebensabschnitt.

Fünzig Jahre! Allmählich wird sie erwachsen. Michaël ist noch nicht einmal vierzig. Die zwölf Jahre Altersunterunterschied sind nie ein Thema gewesen, zumal Michaëls Alkohol- und Drogenkonsum sichtbare Spuren hinterlassen hat, die ihn äußerlich zu einem Gleichaltrigen machen. Ruth hat sich gut gehalten, wie man so sagt, hat eine faltenfreie Stirn und nur wenige graue Haare, die hübsch aussehen zwischen den dunklen Locken. Die Wechseljahre verursachen ihr kaum Beschwerden, höchstens gelegentliche Hitzewallungen nach dem Kaffee und in der Nacht. Ab und zu wacht sie auf, weil sich ein Tümpel von Schweiß zwischen ihren Brüsten angesammelt hat. Und sie kommt nicht umhin, Veränderungen an ihrem Körper festzustellen, ein Altersfleck auf dem

linken Handrücken, geplatzte Äderchen am Nasenflügel und an der Innenseite der Knie, schwer werdende Augenlider, die allmähliche Gewichtszunahme, jedes Jahr ein Kilo mehr. Michaël weigert sich, diese körperlichen Veränderungen mit ihr zu besprechen. Mit dem Schwinden der sexuellen Spannung hat sich zwischen ihnen eine Mauer von Scham aufgebaut, die ein offenes Gespräch über intime Dinge nicht mehr zulässt. Vielleicht ist er auch einfach zu jung, denkt Ruth, sein Alter ist noch weit.

Nach außen hin wirken sie wie ein glückliches Paar. Und Ruth ist glücklich, einen anderen Gedanken lässt sie nicht zu. Wie es Michaël geht, weiß sie nicht. Er hat sich noch nie beklagt.

Michaëls Mission nahm am 8. Dezember ihren Anfang, an seinem Geburtstag. Längst war der Krieg in Europa wieder heimisch geworden, Menschen flohen vor den ethnischen Säuberungen, aber die Grenzen waren geschlossen, kaum hatte der Krieg begonnen, wurde in ganz Europa die Visumpflicht eingeführt. Michaël und Ruth unterhielten sich über damals, als die Juden nach der sogenannten Reichskristallnacht vor den Konsulaten Schlange standen. Sie fühlten sich wie in einer Zwangsjacke, sahen den elenden Zug der Vertriebenen im Fernsehen und konnten nichts tun.

Ruth ist mit Krieg aufgewachsen, er ist aus ihrem Leben nicht wegzudenken. Aber sie hat Glück, ihre Familie war auf der richtigen Seite. Die ermordeten Großeltern haben ihr einen Heiligenschein hinterlassen. Sie starben, damit ihr Mann stolz sein kann, ein Opferkind zur Frau genommen zu haben.

«Sieht man es?», fragte Michaëls Vater, als sein Sohn ihm unterbreitete, er würde eine Jüdin heiraten. Weshalb hatte es Michaël nötig, seinem Vater diese Mitteilung zu machen? Heute ist es egal, wer wen hei-

ratet, zumal Religion für sie beide nichts anderes ist als «Opium fürs Volk».

Als Ruths Vater seinem Vater einst mitteilte, er würde ihre spätere Mutter heiraten, barg diese Eröffnung immerhin Sprengkraft. Es war abzusehen, dass ihr Heimatland nicht mehr lange existieren würde, dass die deutschen Rassengesetze auch an den österreichischen Alpenseen gelten würden. Über das Entsetzen ihres Großvaters ist Ruths Vater erschrocken und empört gewesen, er hatte nicht damit gerechnet, immerhin war auch er Sozialdemokrat. Michaël hingegen wusste, was kommen würde, freute sich im Voraus auf die gelungene Provokation. Er hätte seinem Vater auch eröffnen können, seine künftige Frau sei Feministin und längst über das weibliche Verfallsdatum hinaus. Auch das hätte diesem missfallen, doch die Jüdin war eine andere Dimension. Schau her, du alter Nazikumpel, so räche ich mich an dir, wollte ihm Michaël sagen, ich besudle dein gesundes puritanisches Erbe mit nicht-arischem Blut. Und der Vater gönnte dem Sohn das Vergnügen: «Sieht man es?» Michaël fühlte sich bestätigt, ein weiterer Anlass, seinen Vater zu verachten und bloßzustellen. «Na logisch», antwortete er, «sie hat eine Hakennase und rötliches Kraushaar.» Da wusste sein Vater Bescheid. Er kannte seinen Sohn, und doch lief er ihm immer wieder von neuem ins Messer.

Anders als die Bilder von den vergangenen ethnischen Säuberungen in Europa, mit denen Ruth aufgewach-